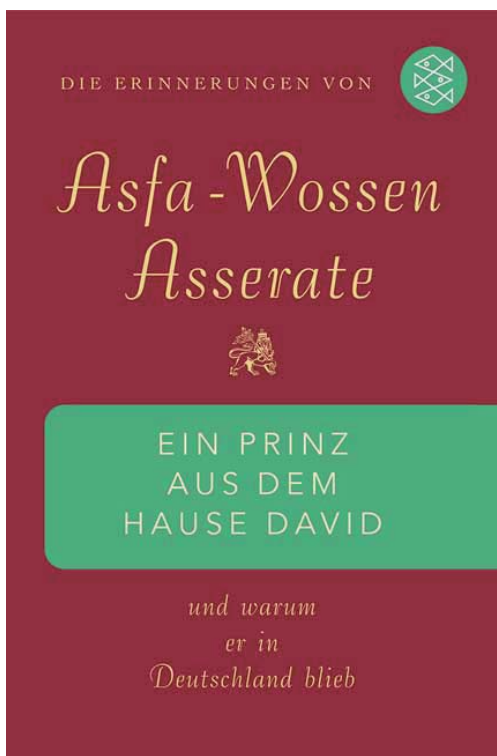


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Asfa-Wossen Asserate

Ein Prinz aus dem Hause David und warum er in Deutschland blieb



Preis € (D) 9,95 SFR 18,60 UVP
384 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-596-17313-6
Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

Der Tag, der mein Leben veränderte

Der 23. November 1974 war ein grauer, trüber Tag, einer jener Tage, an denen es gar nicht hell werden wollte. In meiner kleinen Studentenwohnung am Beethovenplatz im Frankfurter Westend, ich nannte sie liebevoll mein Schließfach, brannte den ganzen Tag über Licht. Vor dem Fenster direkt unter dem Dach hingen dunkle Wolken. Ich war nicht allein an jenem Nachmittag. Mein Freund Zewde Germachtew, genannt Basha, und seine Freundin Rena Makridis versammelten sich mit mir um den niedrigen Holztisch, auf dem sich das kleine schwarze Transistorradio befand. Neben uns standen drei Teller mit Zwetschkuchen und Sahne, die inzwischen zu einem weißen See zerlaufen war. Frau Rumbler, die Hausmeisterfrau, die zusammen mit ihrem Mann gleich nebenan wohnte, hatte ihn uns einige Stunden zuvor gebracht, aber wir hatten die Teller nicht einmal angerührt. Alle paar Minuten drehte ich an dem winzigen Schalter, um die Frequenz zu wechseln, vom Hessischen Rundfunk zu den Kurzwellenprogrammen von Deutscher Welle und BBC und wieder zurück. Noch heute kann ich die Schlagzeilen jenes Tages auswendig vorsagen: »Oppositionsführer Carstens mahnt für die anstehenden Tarifauseinandersetzungen im Öffentlichen Dienst einen moderaten Abschluß an.« – »Das Schicksal der Passagiere der von palästinensischen Terroristen in Dubai entführten British Airways-Maschine ist weiter unklar.« – »Der amerikanische Präsident Ford und der sowjetische Parteisekretär Breschnew zeigen sich bei ihrem Zusammentreffen in Wladiwostok zuversichtlich, daß ein bilaterales Abkommen zur Beschränkung strategischer

Offensivwaffen in greifbarer Nähe sei.« – »Der evangelische Bischof von Berlin Kurt Scharf weist Forderungen nach einem Rücktritt im Zusammenhang mit seinem umstrittenen Gefängnisbesuch bei Ulrike Meinhof zurück.«

All diese Meldungen interessierten uns an jenem Tage nicht – wir warteten verzweifelt auf Nachrichten aus Addis Abeba. Rena Makridis war gerade mit dem Flugzeug aus Äthiopien eingetroffen, Basha und ich hatten sie am Morgen vom Flughafen abgeholt. Die Stimmung war gedrückt. Seitdem im Frühjahr des Jahres die Taxifahrer von Addis Abeba zu streiken begonnen hatten, geschahen schier unglaubliche Dinge in meiner Heimat. Nach den Taxifahrern demonstrierten die Studenten und verlangten nach demokratischen Rechten. Und es gab kaum einen jungen Menschen, kaum einen Intellektuellen, der nicht mit dem neuen Geist, der in diesem äthiopischen Frühling überall zu spüren war, sympathisierte. Eine neue Regierung, angeführt von einem meiner Vettern, Endalkatchew Makonnen, war angetreten und eine Kommission eingesetzt worden zur Erarbeitung einer neuen, demokratischen Verfassung, welche die Befugnisse des Kaisers beschränken sollte. Der Kaiser selbst schien sich all diesen Plänen nicht zu widersetzen. Doch irgendwann begann der Wind sich zu drehen. Die neue Regierung wurde bereits nach wenigen Monaten wieder abgesetzt. Eine Gruppe von Militärs – die sich *Derg*, Provisorischer Militärрат, nannte – hatte sich nach und nach als das neue Machtzentrum des Landes herausgeschält. Sie streckten die Hand nach den Politikern und Repräsentanten des alten Regimes aus. Zuerst traf es nur den ein oder anderen Offizier oder kaiserlichen Beamten, die aus ihren Wohnungen, Kasernen und Amtsstuben abgeführt wurden. Vielleicht waren die Militärs selbst überrascht davon, daß sich kein Widerstand regte, allmählich wagten sie sich weiter hervor. Nach einigen Monaten jedenfalls saß die gesamte Führungsschicht des äthiopischen Kaiserreichs im Gefängnis. Und am Morgen des 12. September 1974, dem Tag nach dem äthiopischen Neujahrsfest, war der Kaiser selbst – der König der Könige aus dem Hause David, der Löwe von Juda, wie

ihn die Europäer nannten, aus dem Geschlecht der Salomoniden, der 225. Herrscher auf dem Thron des drei Jahrtausende alten äthiopischen Kaiserreichs –, war Haile Selassie abgesetzt und, wie es hieß, »unter Hausarrest gestellt« worden. Die Verfassung war aufgehoben, die Regierungsgeschäfte hatte eine Provisorische Militärregierung übernommen. Das Photo, auf dem zu sehen ist, wie Uniformierte den Kaiser die Stufen des Palasts hinab in einen hellblauen VW Käfer dirigieren, ging um die Welt. Während all dieser Monate war in Addis Abeba kaum ein Schuß gefallen, die politischen Kommentatoren der internationalen Medien sprachen von einer »schleichenden Revolution«.

Doch verblaßte die Sorge um das Schicksal meines Heimatlandes vor dem Hintergrund der Angst, die ich um meine Familie hatte. Mit Haile Selassie waren nämlich, neben weiteren Angehörigen der kaiserlichen Familie, auch meine Mutter und meine Geschwister inhaftiert worden – alle außer meiner Schwester Tsige, die ihren Häschern durch Zufall entging und sich an einem unbekannten Ort versteckt hielt. Mein Vater Leul Ras (Kaiserlicher Herzog) Assefate Kassa, Vorsitzender des Kaiserlichen Kronrats, saß bereits seit fast drei Monaten in Haft. Wie jeden Sonntag hatte er auch am Morgen des 30. Juni 1974 die Messe besucht, beim Verlassen der Kirche war er von einer Abordnung des Derg abgeführt worden.

Es war schwierig, verlässliche Informationen aus Addis Abeba zu bekommen. Anrufe im Kreis der Familie und der Freunde konnten nur mit äußerster Vorsicht erfolgen – uns allen war klar, daß die Leitungen abgehört wurden. Meine wichtigsten Vertrauenspersonen in diesen Tagen (und in den schweren Wochen und Jahren, die auf diese noch folgen sollten) waren die Bediensteten meiner Eltern. Bis auf Ketemma, den Kammerdiener meines Vaters, waren sie alle auf freiem Fuß. Doch was ich von ihnen erfuhr, war niederschmetternd. Debre Tabor, die Residenz meiner Eltern auf dem Entoto in den Bergen über der Hauptstadt, war von Soldaten abgeriegelt worden, niemand durfte sich ihr nähern. Meine Mutter und meine Geschwister waren mit weiteren Mitgliedern der Kaiserfami-

lie im Palast des Herzogs von Harrar festgesetzt, mein Vater zusammen mit vielen hohen Würdenträgern des Landes im Keller des Menelik-Palastes. Dort saß auch der Vater meines Freundes Basha ein, der einstige Landwirtschaftsminister Dejazmatch Germatchew Tekle-Hawriat, der als Schriftsteller im ganzen Land bekannt und darüber hinaus wie mein Vater Mitglied des Kronrats war. Sie alle warteten auf den Beginn der von den neuen Machthabern mit großer Geste angekündigten gerichtlichen Untersuchungen. Und ich saß in weiter Ferne in Frankfurt am Main, abgeschnitten von allen Informationen und ohne Möglichkeit zu helfen. Vor wenigen Tagen hatte ich meinen sechsundzwanzigsten Geburtstag begangen, aber nach Feiern war mir nicht zumute gewesen.

Die neuen Informationen, die Bashas Freundin Rena aus Äthiopien brachte, waren alles andere als dazu angetan, die Stimmung aufzuhehlen. Es kursierten Gerüchte, daß es innerhalb jener geheimnisvollen Gruppe des Derg Auseinandersetzungen über die Zukunft des Landes gäbe. Seit einer Woche war der offizielle Vorsitzende der Provisorischen Militärregierung, in dessen Händen angeblich die Geschicke des Landes lagen – General Aman Andom –, nicht mehr in der Öffentlichkeit gesehen worden. Statt dessen hatte eine neue, bis dahin unbekannte Figur die öffentliche Bühne betreten. Der 36jährige Oberst Mengistu, vormalig Major der Kaiserlichen Armee und nun Erster Stellvertretender Regierungschef der Provisorischen Militärregierung, hatte zu einer Pressekonferenz geladen, und sein Ton unterschied sich merklich von der konzilianten und umsichtigen Art von General Aman. Er richtete eine scharfe Mahnung an die äthiopischen Studenten, den Weisungen der Militärregierung Folge zu leisten. Und er wies darauf hin, daß sich in die Regierung »reaktionäre Elemente« eingeschlichen hätten, bis in die höchste Verantwortungsebene hinein, die man nicht zu dulden gewillt sei.

Ich wußte nicht, was mir lieber war: nichts über Äthiopien im Radio zu hören – was immerhin die Hoffnung aufrecht erhielt, daß sich die Dinge nicht zum Allerschlimmsten gewendet hatten –, oder aber, Klarheit über die aktuelle Lage zu bekommen. Am spä-

ten Nachmittag gab es auf BBC World dann tatsächlich Informationen aus meiner Heimat: In der Hauptstadt seien Truppen aufgezogen, General Aman Andom sei – wie die inzwischen bekannte Formulierung hieß – »unter Hausarrest gestellt«, eine »militärische Auseinandersetzung« zwischen den verschiedenen Gruppen des Militärrats stehe unmittelbar bevor. Von nun an klebten wir förmlich am Radio. Alle dreißig Minuten wurden die wenigen Sätze wiederholt wie die Litanei in einem Gottesdienst, ohne daß wir Näheres erfahren hätten. Basha und ich versuchten uns abzulenken, indem wir uns an unsere gemeinsamen Jahre an der Deutschen Schule von Addis Abeba erinnerten – der imposante Weihnachtsbaum in der Aula, die Faschingsfeiern mit Luftschlangen und bunten Kostümen, der Besuch des Kaisers, den ich als Schülersprecher offiziell begrüßen durfte, und all die Nachmittage, die wir zusammen im Schwimmbad des Ghion-Hotels verbrachten . . . Doch all das vermochte unsere Beklemmung nur für Minuten zu lösen.

Gegen Mitternacht müssen wir auf unseren Stühlen eingenickt sein. Der Regen peitschte gegen das Dachfenster, als ich aus dem Schlaf fuhr. Ich weckte meine Freunde. Wir beschlossen, daß es sinnlos sei, die ganze Nacht wach zu bleiben, und ich richtete für meine Gäste die Couch.

Ich hatte den Wecker auf sechs Uhr gestellt, und sowie er am nächsten Morgen klingelte, galt mein erster Handgriff dem Radio. Nun war Äthiopien auf BBC die Spitzenmeldung: »Blutiger Machtkampf in Äthiopien – Mehr als fünfzig Personen erschossen.« Und noch bevor ich Näheres erfuhr, noch bevor ich auch nur den Namen eines einzigen der Erschossenen hörte, spürte ich es instinktiv: Mein Vater war nicht mehr am Leben.

Eine Stunde später meldete die BBC, daß unter den Ermordeten nicht nur General Aman Andom, der offizielle Chef der Militärregierung, sondern auch zahlreiche hohe Politiker und Offiziere des Kaiserreichs seien, darunter zwei ehemalige Ministerpräsidenten, ein Enkel und ein Vetter des Kaisers. Ich griff nach dem Telefon. Egal, wie schwierig, und egal, wie gefährlich es sein mochte, in

Äthiopien anzurufen: Ich mußte Gewißheit bekommen. Es dauerte zwei Stunden, bis ich eine Verbindung bekam. Als meine Tante, Emamma Bezounesh, meine Stimme hörte, brach sie in Tränen aus. Dann hörte ich die Stimme ihres Mannes, meines Onkels Abbaba Nebeye. Sie klang ruhig und gefaßt: »Lege dein Schicksal in die Hände des Allmächtigen«, sagte er zu mir. »Das Los, das unserer Familie und unserem Volk bestimmt ist, ist so schlimm, daß die Weisheit und das Vermögen von Menschen nicht hinreichen, es zu wenden.« Meinen Geschwistern und meiner Mutter gehe es gut, aber mein Vater und drei meiner Vettern seien in der Nacht erschossen worden.

Ich wunderte mich, daß ich ebenso ruhig und gefaßt blieb wie Abbaba Nebeye. Es muß eine ganze Weile still geblieben sein in der Leitung. Ich erinnere mich, daß ich aus der Ferne das Weinen vieler Menschen hörte, bevor ich meinen Onkel fragte, ob er etwas über das Schicksal von Bashas Vater wisse, aber über diesen hatte er nur vage Informationen.

Sowie ich den Hörer aufgelegt hatte, fing das Telefon an zu klingeln. Die erste, die ich am Apparat hatte, war die Kronprinzessin Medferiash-Work aus London, die den Hörer an ihren Mann, den Kronprinzen Asfa-Wossen, weitergab. Ich verstand kaum, was der Kronprinz sagte; seitdem er ein Jahr zuvor einen Schlaganfall erlitten hatte, war der Sohn des Kaisers halbseitig gelähmt. Er machte sich große Sorgen um das Schicksal des Kaisers, und der Tod meines Vaters erschütterte ihn. Mit ihm hatte er einen seiner engsten Vertrauten verloren. Mein Vater war damals von Haile Selassie zum persönlichen Betreuer des Kronprinzen bestimmt worden und hatte diesen über ein Jahr lang zu medizinischen Behandlungen nach Europa begleitet. Von der Kronprinzessin erfuhr ich dann erstmals die Namen der insgesamt sechzig Erschossenen, die Militärs in Addis Abeba hatten eine Liste bekanntgegeben. Ich war fassungslos. Über Nacht war im Handstreich die gesamte Führungsschicht des Landes – Minister und Würdenträger, Generäle und leitende Beamte – ausgelöscht worden: auf Grund von »Verbrechen gegen das äthiopi-

sche Volk«, wie Radio Äthiopien verkündet hatte. Die Prinzessin forderte mich auf, die nächste Maschine zu nehmen und nach London zu kommen, doch ich lehnte ab. Zuerst mußte ich mit mir selbst ins reine kommen.

Aber das Telefon wollte nicht mehr stillstehen. Aus allen Erdteilen kamen die Anrufe, mechanisch und wie in Trance nahm ich die Beileidswünsche entgegen. Mancher meiner aufgelösten Cousinen und Tanten, manchem erschütterten Freund, der selbst einen Onkel oder nahen Verwandten verloren hatte, versuchte nun ich Trost zu spenden. Basha hatte inzwischen seine Mutter in Addis Abeba erreicht und die Bestätigung erhalten, daß sein Vater am Leben war. Am Nachmittag fuhren meine beiden Freunde nach Ulm zurück, und ich war zum ersten Mal allein in meiner Wohnung. Mein Kopf dröhnte von den Ereignissen der letzten Stunden. War das Wirklichkeit oder war es ein schrecklicher Traum?

Es gibt in Frankfurt einen Ort, den ich als meine geistige Mitte bezeichne: die Liebfrauenkirche an der Hauptwache, die einzige noch vorhandene Klosterkirche der Stadt. Vielleicht ist mir die Liebfrauenkirche auch deshalb so nahe, weil die heilige Muttergottes meine Patronin ist. Nach dem äthiopischen Kalender bin ich an einem Marienfesttag geboren. Wenn ich eine Last zu tragen habe, wenn ich zur Besinnung kommen will, gehe ich dorthin, um zu beten, und so tat ich es auch an jenem Nachmittag. Ich öffnete die schwere Kupfertür zur Anbetungskapelle, in der das Allerheiligste aufbewahrt wird. Keine der drei schmalen Sitzreihen war besetzt, ich war ganz allein im Raum. Ich trat in die erste Bank, kniete nieder und fing an zu beten. Und in diesem Moment brach es aus mir heraus: Ich weinte, wie ich noch nie in meinem Leben geweint habe. Ich weiß nicht, wie lange ich so verbrachte, als ich plötzlich eine Stimme vernahm. Eine ältere Frau, die ich hier noch nie gesehen hatte, saß hinter mir – ich hatte sie gar nicht hereinkommen hören. Sie mußte wohl schon eine Weile mitangesehen haben, wie ich mit mir kämpfte: »Ich will Ihnen nicht zu nahe treten . . .«, flüsterte sie. »Aber was auch immer passiert ist – lassen Sie los!«

Nach einer Weile versiegt die Tränen. Und ich beschloß, dem Rat meines Onkels zu folgen: Ich legte mein Schicksal in die Hände meines Schöpfers. Ich dankte ihm für meine Rettung. Ich war am Leben. Was wäre wohl geschehen, wenn ich mich in Äthiopien aufgehalten hätte? Wäre mir, der ich als jemand galt, der sich nicht leicht einschüchtern ließ und immer klar und deutlich seine Meinung sagte, nicht das gleiche Schicksal zuteil geworden wie meinem Vater? Ab diesem Moment war ich wieder in der Lage, klar zu denken.

Schon beim Aufschließen der Wohnungstür hörte ich wieder das Telefon. Ich beschloß, an diesem Tag für niemanden mehr erreichbar zu sein, und zog das graue Kabel aus der Dose. Ich erinnerte mich der Worte meines Bruders Mulugeta, die er mir Jahre zuvor inmitten einer ausgelassenen Hochzeitsfeier in Addis Abeba zugerufen hatte, als er meinte, ich hätte mich danebenbenommen. »Du bist der Älteste! Du repräsentierst die Familie!«

Mein Vater war tot. Meine Mutter und meine Geschwister saßen im Gefängnis – aber sie lebten. Ich war jetzt nicht mehr nur der älteste, ich war der einzige aus meiner Familie, der sich in Freiheit befand und in Sicherheit. Die lähmende Trauer, die mich die letzten Stunden in ihrem Bann gehalten hatte, verwandelte sich in ein neues Gefühl, ein Gefühl der Wut. Und ich schwor mir: Ich würde alles daransetzen, meine Mutter und meine Geschwister zu befreien. Ich würde nicht eher ruhen, bis ich sie alle wohlbehalten in meine Arme schließen konnte. Dies sollte von nun an meine Lebensaufgabe sein.

Aber was konnte ich tun? Ein einfacher äthiopischer Student in Frankfurt, der gerade dabei war, an der dortigen Universität im Fach Äthiopistik zu promovieren. Dessen Zukunftspläne nach Äthiopien ausgerichtet waren, dessen Karriere als Diplomat im äthiopischen Staatsdienst vorgezeichnet war. Dessen privates Glück an der Seite seiner zauberhaften Freundin Tessy, der Tochter des Oberbürgermeisters von Asmara, gemacht schien. Der sich nun über Nacht vom Studenten zum politischen Flüchtling verwandelt sah, und sein

Gastland in den Ort des Exils. »Wer das Exil nicht kennt«, schrieb Heinrich Heine, »begreift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unsere Gedanken gießt.«

Doch ich beschloß zu kämpfen.

Hätte ich damals gehant, wie lange der Kampf um meine Familie dauern sollte – siebzehn bleierne, von Schmerzen gefärbte Jahre –, hätte ich gehant, wieviel Leid und Verheerung die Zeit des Roten Terrors über Äthiopien bringen würde, wieviel Nacht und Gift das traurige Schicksal meines Landes in meine Gedanken gießen würde – hätte ich die Kraft gehabt, diesen Kampf durchzustehen? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß wohl, wie sehr mir in jenen mehr als dreißig Jahren, die mein Exil in Deutschland nun währt, jenes Land, das mir einst Zuflucht gewährt hat, dem ich mich schon seit meiner Kindheit verbunden wußte, ans Herz gewachsen ist. Ich bin deutscher Staatsbürger geworden und lebe nun schon länger in Deutschland als in meiner Heimat. Nach meinen vielen Reisen, die mich mit meinem Buch *Manieren* durchs ganze Land führten, kann ich sagen, daß ich Deutschland inzwischen wahrscheinlich sogar besser kenne als mancher Deutscher. Dennoch verbindet mich ein unauflösbares Band mit Äthiopien, ja, ich kann sagen: Alles, was ich tue – bis zum heutigen Tag –, hat im weitesten Sinne mit Äthiopien zu tun.

Manchmal frage ich mich selbst, wie ich, der von seinen deutschen Freunden ein »deutscher Äthiopier« und von seinen äthiopischen Freunden ein »äthiopischer Deutscher« genannt wird, nach Deutschland kam – und warum ich, dessen Brust ein Archiv äthiopischen Gefühls ist, in Deutschland geblieben bin.

Es ist eine Gewohnheit von mir seit Kindertagen, vor dem Einschlafen im Bett noch in einem Buch zu lesen, und wenn es nur ein paar Seiten sind. Am Abend jenes 24. November 1974, an dem ich in Frankfurt von der Ermordung meines Vaters aus dem Radio erfuhr, am Abend jenes Tages, der mein Leben veränderte, nahm ich ein Buch aus dem Regal, das mich seit meiner Kindheit begleitet:

Robert Louis Stevensons *Schatzinsel*. Ich fing an, die vertrauten Worte zu lesen:

»Unser Gutsherr, Baron Trelawney, Dr. Livesay und die übrigen Herren drangen in mich, eine genaue Darstellung unserer Reise nach der Schatzinsel niederzuschreiben und nichts auszulassen als die Angabe ihrer Lage . . . So greife ich denn im Jahre des Heils 17** zur Feder und versetze mich in die Zeiten zurück, da mein Vater noch das Wirtshaus ›Zum Admiral Benbow‹ hielt . . . Ich erinnere mich deutlich, als wäre es gestern gewesen . . .«

Nach einigen Seiten legte ich das Buch zur Seite, und zwischen Wachen und Schlafen tauchten vor meinem inneren Auge die glücklichen Tage meiner Kindheit auf.

Ich sah die Terrasse der Residenz meines Vaters auf dem Entoto in der Dämmerung, von der ich so gerne auf Addis Abeba hinablickte, wenn die Sonne über der Stadt unterging und im Tal nach und nach die Lichter angingen, die Luft vom Duft der Eukalyptuswälder erfüllt. Ich sah mich im alten Genete-Leul-Palast am Weihnachtstag, mit meinen Vettern in Reih und Glied aufgestellt, vor uns Kaiser Haile Selassie, freundlich lächelnd, einem nach den anderen sein Geschenk überreichend. Ich sah die riesigen Bücherwände in der Bibliothek meines Vaters, in der ich so viele Nachmittage verbracht hatte. Und ich sah den strengen Blick unseres alten Zeremonienmeisters, Balambaras Assefa, mit dem er uns Kinder musterte, wenn wir bei Tisch nicht stillsitzen wollten.

Ich sah mich mit meinen Geschwistern als kleiner Junge in unserem offenen grünen Pontiac vor der Enrico-Bar und unseren Chauffeur auf uns zukommen, beide Hände voll mit Eistüten beladen. Über seine dunklen Handrücken flossen dünne Bäche von Erdbeerrot, Pistaziengrün und Vanillegelb. Und ich sah mich, den Duft von Weihrauch in der Nase, an der Hand meines Großvaters, wie er mich ins Allerheiligste der Jesus-Kirche führte, das eigentlich nur geweihten Priestern zu betreten erlaubt ist. Er zeigte mir den hölzernen Schrein mit dem *Tabot*, dem Symbol der heiligen Bundeslade, und lehrte mich die Proskynese. Er legte sich flach auf

den Boden, das Gesicht nach unten gerichtet, führte die Finger zum Kuß an den Mund und streckte sie in Richtung des Tabots aus, und ich tat es ihm nach.

Ich roch die Holzkohleöfen in den Straßen von Addis Abeba, die am frühen Abend, wenn ich von der Schule nach Hause ging und es langsam kühler wurde, zum Anfachen nach draußen vor die wellblechbedeckten Rundhütten geschoben waren. Ich sah mich mit meinen Mitschülern im Awassa-See herumtollen, bis zur Brust im grünlich-blauen Wasser, beim Versuch, uns gegenseitig unterzutauchen, während die Fische uns zwischen den Beinen hindurch schwammen. Und ich sah mich mit meinem Vater frühmorgens durch die menschenleeren Straßen von Asmara reiten. Die Nüstern der stolzen Rosse aus dem Palastgestüt dampften in der feuchten Luft zwischen den Palmenalleen.

Ich sah mich als Junge mit meiner Mutter und meinen Schwestern Tsige, Rebecca und Turuwork im Hotel Meurice in Paris sitzen, als mir Tsige, die ich – wenn ich bloß wüßte, womit – bis zur Weißglut gereizt haben muß, eine Flasche Cola über den Kopf goß. Und ich sah meine geliebte Freundin Tessy, wie ich mit ihr Hand in Hand lachend im großen Garten des Palastes von Asmara spazierend, sie in ihrem hochgeschlossenen zitronengelben Kleid, die Haare nach oben gesteckt und zart nach Pfirsich duftend.